

Der Spiegel

für



Kunst, Eleganz und Mode.

Mittwoch und Sonnabend erscheint ein halber Bogen Text; Sonnabend ein illuminirtes Wodenbild in Oktav; alle Monat eine Abbildung in Quart. — Halbjähriger Preis: 4 fl. und mit freier Postsendung: 5 fl. E. W. — Man pränumerirt in Wien im Kommissionsamt und bei allen k. k. Postämtern.

Das Straßenleben in Paris.

Die nächste Folge der flüchtigen Pariser Bauart ist die Unbequemlichkeit oder vielmehr Unbehaglichkeit der Wohnungen. Alte und neue Häuser wetteifern darin. Die unregelmäßig behauenen Kalksteine schließen weder in sich wie glatte Ziegelsteine, noch gegen das Holz und Sparrenwerk der Thüren und Fenster. Ueberall dringt der Zug hindurch. Bei älteren Häusern ist dies unerträglich, ganz modern elegante leiden häufig an demselben Mangel. Der Kalkstein zieht zwar die Feuchtigkeit ein, sie geht aber deshalb nicht zum Hause hinaus, sondern bleibt in den Wänden stecken. Die Ziegelsteine, um sie doch nicht ganz zu erzürnen, sind dagegen da angebracht, wo sie im Nothden nicht hingehören. Der Fußboden in der bei weitem größten Anzahl von Häusern besteht aus gebrannten Ziegel-Fliesen, die zwar täglich gebohnt und polirt werden, dem Boden aber deshalb keine Wärme geben. Offenbar eine Mode, die vom Süden, ohne Berücksichtigung des Klima usurpirt worden. Im Winter wissen oft die am besten und elegantesten eingerichteten Familien nicht, wie sie mit der Kälte fertig werden sollen. Noch keine Industrie hat die Kamine zu Defen umzuwandeln verstanden. In den Hotels, mit Ausnahme weniger, wiew das Uebel noch bemerklicher, und besonders wissen die jungen Deutschen nicht, wie sie mit Decken über Decken, bis zu Pelzstiefeln den empfindlichen Andrang der kalten Luft von unten abwehren sollen.

Aber gerade dieses Incomfortable der Pariser Wohnungen gehört mit zum Pariser Leben. Dies ist zu Hause nichts; es gehört auf die Straßen, in die Promenaden, das Theater, die Cafés. Der Franzose ist reif geworden für das öffentliche Leben. Das Schichten und Einbrän-

gen in die Soirées, wo hunderte von schwarzen Gästen das Kunststück ausführen müssen, sich in engen Zimmern, ähnlich unsern Kabinetten, zu drehen, schmiegen, wenden, ohne sich umzukosten, oder einer auf den Schultern des andern zu sitzen, ist nicht ursprünglich französisch, es ist aus England herübergekommen, und verdankt seine Adoption weniger dem französischen Geselligkeitstrieb, als den politischen Coterien. In dessen ist die Aufgabe für die französische Tänzenatur ganz angemessen, und wird auf bewundernswürdige Weise gelöst.

Der eigentliche Pariser gehört nicht in sein Haus. Draußen ist sein Reich. Noch hindert ihn zwar der regnerische Horizont über Paris, so ungenirt unterm Sonnenschein zu leben wie der Neapolitaner, noch sind die meisten Straßen von der Art, daß man froh ist, hindurch zu kommen, und nicht Lust verspürt einen Stuhl vor die Thür zu setzen, dafür aber hat er seine Cafés.

Wir lasen vor einiger Zeit eine humoristische Beschreibung, wie Scribe mit ein Paar seiner Gehilfen in einem dieser Cafés in Stundenfrist ein parobisches Vaudeville komponirte. So lustig und bunt geht es nun wohl nicht immer her, wenigstens kann der Fremde suchen, ehe er diesen haut gout des Caféslebens findet. Und doch bietet jedes dieser Kaffeehäuser ein Schauspiel dar. Schon die Marmorische, die rothen Polsterbänke, die Spiegelwände ringsum mit Marmor und Goldsäulen, diese tausendfältige Bervielfältigung des Raumes und der Gäste in dem geringsten Raume, hat für den ersten Anblick etwas Beenhafstes. Die fliegenden Garçons, die Damen unter ihrem Blumenstork am Buffetisch, die Silberservice, die glänzenden Kristallkarraffen, die jedem Gaste als Bellage hingestellt werden, die ganze Tagesliteratur Frankreichs an langen Schloßstäben in jedes Hände! Du mußt lesen, wenn du in einem Café sitzt, der Garçon reicht dir ein Blatt, wenn du keines hast. Und die Aufwärter lesen selbst am eifrigsten in der Mitte, und wissen dich aufmerksam zu machen, wenn du es verlangst.

Die Zimmer sind klein, die Wohnungen beschränkt; Freunde und Bekannte wohnen weit auseinander. Man verfehlt sich, man kommt zu ungelegener Zeit, darum wählt man die Cafés zu Rendezvous, zu Geschäften, zu Verbindungen, zu literarischem und zu politischem Verkehr. Letzteres jedoch seltener als in London. Hier findest du alle Völkerschäften, alle Sprachen werden gesprochen. Bei einigen steht schon auf den Glasscheiben der Thüren und Fenster mit großen goldenen Buchstaben „Englisch spoken!“ Hier kann der Britte sich hinsetzen, und braucht nur in den Bart zu murkeln, was er begehrt, der

Garçon fliegt und bringt. Gern zahlt er dafür etwas mehr, er ist doch englisch bedient in Frankreichs Hauptstadt!

Die Zahl der Kaffehäuser hat sich mit jedem Jahre vermehrt. Außer den zahllosen im Palais-Royal kann man annehmen, daß fast an jeder Straßenecke eines zu finden ist. Die Mode wechselt. Sie blühen und welken; auf den höchsten Kulminationspunkt des Glückes folgt aber gewöhnlich gleich der Untergang hinterher. Ein langes Hinziehen, Wiederversuchen wird in Paris nicht geliebt. Man schließt mit oder ohne Bankerott und fängt unter einer neuen Firma, d. h. mit einem neuen, glänzenden Namen wieder an, wenn der alte anfangs nicht mehr zu ziehen. Mit einem Trocadero-Kaffehaus würde heut Niemand sein Glück machen; selbst à la Navarin käme zu spät, es müßte denn die letzte Pulverexplosion gemeint sein. Oft verbankt ein solches Kaffehaus ganz zufälligen Umständen sein Glück. Daß dieser und jener Vorfall sich daselbst oder in der Nähe ereignet hat. Eine schöne Kaffetiere, deren Dienste mit Gold aufgewogen werden, kann das Glück des Entrepreneurs machen. So florirte vor einigen Jahren das café de mille colonnes allein der schönen Dame am Buffet wegen. Aber sie erkältete sich im nassen Winter, denn die Dame muß in Hitze und Frost gleich elegant gekleidet gehen, und das Kaffehaus ging mit ihr zu Grabe. Noch lebt manche wehmüthige Erinnerung bei Franzosen und Fremden an die schöne Simonabiere. Leider haben in neuester Zeit keine berühmte Morbanfälle sich ereignet, bei denen schöne Frauen verwickelt gewesen wären, die wie Madame Manson aus der Qualbesßen Geschichte, und ihre junge Mithefserin die Pariser in Schaudern und Entzücken setzen und ein Kaffehaus füllen könnten. Zu den festbasierten Kaffehäusern gehören in letzter Zeit das café Foy, schon vor der Berühmtheit des Redners so genannt, das café Valois und de la Rotonde, alle drei innerhalb des Palais-Royal belegen. Aber das Bequeme in Paris ist, daß fast jedes Kaffehaus gleich fashionable ist, eine der wohlthätigen Wirkungen der Standesgleichheit. Wie weit die Kultur der Kaffehäuser noch steigen wird, steht dahin. Nach den Progressionen der letzten Jahre zu schließen muß sie ins Ungeheure gehen; andere meinen, es müsse wieder rückwärts, und wie die Zahl der Boutiken, müsse auch die unverhältnismäßig angeschwollene der Kaffehäuser abnehmen, indem sie schon weit das Bedürfnis überschreite.

Aber wie weit auch die Kultur steige, etwas kann sie nicht möglich machen, die Straßen breiter, oder das ganze Paris müßte verlegt werden. Es ist ein Wechselspiel die Pariser Eleganz und diese engen, schmutzigen, räucherigen Gassen! Eine Pariserin in voller Loi-

lette mit ihren eleganten Füßen sich durch diese Gassen winden zu sehen, wo jeder Fehltritt das glänzende Weiß ihrer Strümpfe vernichtet, wo jeder vorüberfahrende Karren den Koth des Kinnsteins himmelhoch schleudert, und die Menschen, oder die Wände beider Häuserreihen bespritzt. Der Fremde in hellen Beinkleidern ist verloren, der Pariser macht sich nichts draus, er wechselt täglich dreimal, die Pariserin macht sich etwas draus, aber sie steigt über die Verschwörung der Umstände, und bringt unbeflekt durch. Man kann von jeder Dame hier nicht allein tanzen, sondern was wichtiger ist, gehen lernen.

Was soll ich die Beschwerden der tausend Reisenden über den Pariser Koth durch eine lebendige Beschreibung bekräftigen? Er liegt nicht schultief wie in Lissabon, aber bei jedem kleinen Regenwetter wächst er aus dem Nichts heraus. Ein Kinnstein in der Mitte, theilt bekanntlich jede Straße in ein Thal mit zwei sanften Bergwänden; beim kleinsten Wollenschauer schwillt dieser Gießbach zu einem Strome an, und tritt, das Steinpflaster mit Schlamm befruchtend, über. Die kleinen Kabriolets, wie die schwerfälligsten Omnibus älterer Bauart suchen nun geflissentlich nach einem alten Vorurtheile — man sieht, daß es auch in Paris noch Vorurtheile, wenn gleich nur in wichtigen Dingen, gibt — mit dem einen Kabe mitten in der Tiefe des Kinnsteins zu fahren. Dadurch erwächst keine Gefahr, wie man glauben könnte für den Wagen, daß er umkippt, in vielen Gassen wäre das auch unmöglich, wohl aber die schon angeführten für die Vorübergehenden, daß der Koth, oder mild gesprochen, das geschwärzte Regenwasser sie von oben bis unten bespritzt. Nur in wenigen neuen Straßen z. B. der rue Rivoli, rue Castiglione, de la paix der rue royale, der chaussée d'Antin u. a. findet man zwei schmale Bürgersteige, und zwei Kinnsteine den Fahrbamm begrenzend. Es heißt, die Fuhrleute und Kutscher protestirten förmlich gegen solche Pflasterung, die den armen Pariser Pferden den schon schweren Dienst noch härter machen würde. Außer Regenfluth und Koth findet man auch Kohlstünke, Müll, und was in den Körben der Höker unbrauchbares übrig bleibt, in der Mitte der Gassen, zumal im eigentlichen Marais. Die Polizei will der Natur nicht vorgreifen, und überläßt dem Regen das Fortschwemmen.

Und auch in diesen Straßen lebt es und webt es, man geht Arm in Arm, begegnet, begrüßt sich, bleibt stehen und fait la conversation, ob schon zwei Regenschirme neben einander den Straßenhimmel versperrten.

Beschäftigung für Arme in Armenhäusern.

In dem trefflichen Garten-Magazin des Hrn. London (Gardner's Magazine) befindet sich ein Aufsatz, in welchem gezeigt wird, welchen großen Vortheil Armenhäuser dadurch gewinnen könnten, wenn sie mit einem Garten versehen wären, in welchem die Armen theils ihren eigenen Bedarf an Gemüse &c., theils zum Verkaufe für den Markt bauen können. Jung und Alt, und Mann und Weib kann in einem Garten arbeiten, sein Gemüse selbst sich ziehen, und dabei gesünder bleiben, als bei mancher anderen Arbeit eines Arbeitshauses. „Gott der Allmächtige,“ sagt einer der Weisesten, die zum Wohle der Menschheit lebten, „pflanzte nach der Vollendung der Erschaffungs- werkes einen Garten zur großen Lehre für die gesammte Menschheit.“ Die englischen Zeitschriften wiederholten mit dem größten Beifalle diesen Aufsatz, den auch das Meehan. Mag. seinen Lesern an's Herz legt.

Die Aerzte in England.

In England gibt es drei Klassen von Aerzten, 1) die eigentlichen (physicians), welche auf Universitäten den Dokortitel erlangt haben; 2) die Chirurgen (surgeons), die sich auch mit Heilung von Krankheiten befassen, und 3) die Apotheker, welche gewöhnlich die Prüfung über alle Zweige der Heilkunde (Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe) bestanden, und dadurch die Erlaubniß zur Ausübung aller dieser Fächer erlangt haben, und fast immer von der niederen Volksklasse zu Rath gezogen werden, so wie oft auch von der höhern, weil man für ihren Besuch nichts vergüten muß. Da keine Arzneitaxe besteht (und wenn sie wie in Deutschland bestände, würde es fast eben so sein), wissen sie sich durch die Berechnung der Arznei schadlos zu halten. Die eigentlichen Aerzte erhalten für jeden Besuch eine Guinee, die Wundärzte fünf Schillinge. — Wer besser heilt, mag oft zweifelhaft sein. — Die englischen Wundärzte sind berühmt, auch den Aerzten muß man zum Ruhme nachsagen, daß sie keinem (Mode) System hulbigen, selbst Brown, dessen mörderisches stärkendes System so viele zur Untermwelt beförderte, hatte glücklicher Weise bei weitem nie den Einfluß in seinem Vaterlande, denn er eine Zeit lang auf dem Festlande erlangte. Auch der neueste in England aufgetretene Systematiker Dr. Mason Good hat nur wenig Glück gemacht. — Noch weniger Glück machten in England die philosophischen Systeme, die zwar unschätzbare als die medizinischen, nur mit ihrer unverbauten barbarischen Sprache einige Köpfe verführen, während diese stets mit dem Leben von einigen Tausenden ihr schimärisches Dasein endigen.

S p h i n x.

Räthselkranz von Heinrich Adami.

17. Reir = Räthsel.

Wie die Musik hinauscht auf schnellem Flügel,
 Wenn ihr mein Nachwort schießen läßt die Zügel!
 Und nimmst du vorn und hint' ein Zeichen mir, —
 Was bleibt als Rest? — ich selber bleibe dir.

18. Buchstabenräthsel.

Für Philologen.

Tirot, so heißt mein Vaterland,
 Ich bin auch weit und breit bekannt.
 Wer ohne Fuß und ohne Kopf
 Mich hat gelesen,
 Wird sehen, das ich armer Tropf
 Bin nichts gewesen.

19. Buchstabenräthsel.

Wer wissen will, was ich bin,
 Der reis' nach Italien hin,
 Dort bin ich 'ne große Stadt;
 Und wie es keine noch that,
 So stolz erhebe' ich mein Haupt!
 Doch wehe, wenn das mir geraubt —
 Wo ich dann gar nichts mehr,
 Als nur ein Taufname wär'.

Auflösung der Charade in Nr. 26.

M e i n e i d.

K o r r e s p o n d e n z.

Kaschau, 24. März. (Beschluß.) Es kann einer Bühnengesellschaft nur zur Ehre gereichen, wenn man gesehen muß, daß ihre Darstellungen, die klassischen Werth haben, vorzüglich gelingen, während nicht selten Possen und Lokalstücke mißfallen, die aus dem Deutschen übersetzt, ihrer Platttheit und Gehaltlosigkeit wegen, selbst von

der deutschen Bühne schon größtentheils verkannt, ohnedies durch die Uebersetzung ihren einzigen Werth, das Komische, verlieren, und sonst nichts Empfehlendes an sich haben. — Doch sprechen wir nun von den National-Stücken; wie vortheilhaft erscheint da die kräftige wohlklingende Magyaren-Sprache; wie reichhaltig ist unsere Geschichte an Beispielen fester, großer Charaktere, unerhörter Aufopferungen, glühender Liebe für König und Vaterland, an Beispielen von Tapferkeit und Heldenmuth; es kann kein ungarisches Herz kalt bleiben bei Vorstellungen solcher Art, wo wir gleichsam in einen Spiegel durch den Schleier der Vergangenheit blicken, und die Urheber unsers, bis auf die neuesten Zeiten vererbten und verbreiteten Ruhmes zu schauen wähnen; gibt es noch eine Nation, der dieses Hochgefühl (von herzlosen Spöttern, Eitelkeit, auch wohl Schlimmer genannt) nicht eigen, nicht sehr verzeihlich wäre? —

Man denke sich die einfachen, aber herzergreifenden, düstern, schwermüthigen Melodien der echt ungarischen Musik, sich durch alle Nuancen der reichhaltigen Tonarten, durch Molltöne gleichsam durchwindend; die bloß von der orientalischen Tracht erreichte Pracht, den, dem theatralischen Effekt so sehr entsprechenden Farbenwechsel des ungarischen Anzuges, und es muß den Ausländer, wo nicht ergreifen, doch ansprechen, und mit Rührung erfüllen, für das Andenken früherer in unsern Herzen unauslöschlicher Zeiten!

Wir wissen wohl, in welchem Verfall die ungarische Literatur gewesen, wir sehen aber auch augenscheinlich, wie sie jüngst sich emporgeschwungen, welche Fülle von schönklingenden Worten uns eine Sprache bietet, die bei so Vielen für barbarisch gegolten; wie tönt sie so lieblich zur Musik; der Dichter singt seine Schäferlieder mit eben dem Stül, wie seine Helbengesänge, und so manches ungarische Werk erhebt sich eines bedeutenden Ranges unter den vielen Leistungen neuerer Zeit.

L. G. — y

Theater in Pesth.

Am 3. April erfolgte, zur Benefize des Hrn. Watzinger, die Darstellung des dritten und vierten Akts vom Rossini's „Tel 1,“ als zweiter Theil der genannten Oper. Höreten wir in diesem Theile, so wie im ersten, manches gelungene und effektreiche Musikstük — wozu wir besonders das Terzett von Mathilde, Hedwig und Gemmy, die Arie des Arnolt mit Chor, so wie die beiden Finales rechnen — so fanden wir doch hier ganz den alten Rossini wieder, während wir im ersten und zweiten Akte den beliebten Maestro bewunderten,

ber, seine gewöhnliche Manier verlassend, eine kraftvolle und charakteristische Sondernichtung lieferte. Auch wirkten die langen Recitative, die für deutsche Ohren weniger gemacht sind, nicht günstig auf den Zuhörer. Ueber das französische Opérasujet und über die deutsche Bearbeitung desselben läßt sich sehr wenig Gutes sagen und wir müssen in diesem Punkte dem Ausspruche des verstorbenen Müllner beistimmen: „die Oper ist ein Unsinn!“ Bedenkt man, in welcher kurzen Zeit der zweite Theil des „Tell“ einstudirt wurde, so muß man die Ausführung desselben genügend finden und den Anstrengungen der Herren Watzinger, Schinn und Sommer, so wie den der Delle, L. und M. Sued und Th. Schweizer, gerechtes Lob ertheilen. Am Schluß wurden die hier Genannten gerufen.

Noch sind wir unsern Lesern Bericht über zwei Novitäten schuldig, die beifällig aufgenommen wurden. Die eine ist ein nach dem Französischen bearbeitetes Drama, das den für die Menge lokenden Titel führt: „der Rothbart, oder: Grausamkeit und Vaterliebe“ *) und das am 31. v. M. zur Benefiz des Hrn. Linden gegeben wurde. Eine gewöhnliche Komödiengeschichte sammt einer bis zum Schluß aufgesparten Erkennungsszene. Hr. Wachmann hat zu diesem Drama mehrere Musiknummern geschrieben, die Talent verrathen und wegen ihrer guten Instrumentirung zu loben sind. Das gesagte gilt besonders von der Ouverture und dem artigen Ariettchen des Pedro. Die Herren Volkmann, Nagel und der Benefiziant, so wie Delle, Schröder gaben ihre Rollen mit vielem Fleiße. Hr. Volkmann und Hr. Linden erfreuten sich der Ehre des Hervorrufens. — Die andere Neuigkeit heißt: „Juliet, die schöne Puzmacherin,“ welche ihre günstige Aufnahme dem jokosen und Humor athmenden Spiele der Mad. Walla zu verdanken hatte. Die beliebte Komikerin mußte noch immer bei jeder Reprise dieser Parodie, die bereits dreimal stattfand, ihr Ariettchen repetiren und zum Schluß erscheinen. Gewiß gehört die Rolle der Juliet zu den gelungensten Leistungen der Mad. Walla, deren dieser Liebling des Jokus so viele zählt.

A 13.

*) Für die Mutterliebe ist schon früher gesorgt worden; denn, wenn wir nicht irren, heißt schon ein Stück: „Grausamkeit und Mutterliebe.“